

als Hilfsbeobachter unterstützte und obendrein die zerbrochene Telephonleitung unbeeinträchtigt im Feuer wieder in Stand setzte. Für sein unerrockenes, der Truppe so dienliches Verhalten auf dem Schornstein der Fabrik ward ihm namentlich die höchste Tapferkeits-Auszeichnung, die Goldene St. Heinrichs-Medaille, zu teil.

Am Maschinengewehr.

(An) Bei Onhaye gegen Ende August 1914 war der Gefreite Franz Lorick (Infanterie-Regiment 106, Maschinengewehr-Kompagnie) im heftigsten Infanterie- und Artilleriefeuer sprunghaft über eine weite freie Ebene vorgegangen, ein paar hundert Meter weit, gerade auf eine Strohflechte zu, dicht vor dem feindlich besetzten Dorfe. Er hatte sich über die flechte schon eine ganze Weile gedreht, weil das aufgehäufte Stroh mitten im Schussfeld lag und sich jedesmal hinter ihm feindliche Infanteriekolonnen zum Angriff sammelten. Lorick vermochte die Strohflechte zu erreichen und auch glücklich anzuzünden. Bald flammte ein helles Feuer empor und warf seinen Schein auf die feindlichen Kolonnen vor dem Dorfe. Sie konnten nun scharf unter Feuer genommen und aufgerieben werden. Später bei Courteron lag die Kompagnie Loricks im feindlichen Artilleriefeuer, hatte bereits schwere Verluste und mußte es erdulden, daß sich auch die schwere Artillerie des Gegners mächtig auf sie einschloß. In diesen furchtbaren Stunden hat Lorick unentwegt an seiner Maschine ausgehalten und so ruhig und zielicher geschossen wie auf dem Übungsplatz. Und dann in einer anderen Kampfstellung! Das Gewehr schoß aus guter Deckung. Eine Granate flog in die Deckung und verschüttete teilweise Gewehr und Bedienungsmannschaft. Der Gewehrführer arbeitete sich mit Händen und Füßen frei. Lorick, neben ihm, machte Waise, brachte seine Kameraden in der höchsten Not zum Lachen und sorgte, daß das Gewehr wieder zum Schusse kam. Seine gute Laune leitete die höchst gefährliche Lage. Aber der Feind wollte und wollte das Maschinengewehr zum Verschwinden bringen und schoß mit Granaten danach. Bis auf fünf Meter im Umkreis schlugen sie ein, auf drei Meter. Fünf Granaten! Loricks gute Laune veränderte sich nicht, bis endlich das feindliche Feuer nachließ.

Starke Artilleriefeuer leitete den englischen Angriff ein. Der erst 18jährige Kriegsfreiwillige Kurt Stedel (1. Kompagnie, Infanterie-Regiment 106) wurde am Hals verwundet und konnte sein Gewehr nicht mehr gebrauchen. „Bleib im Unterstand liegen!“ riefen ihm die Kameraden zu, als sie zum Angriff anrückten. Stedel weigerte sich und hauchte blutend bei den Kameraden, trug ihnen Patronen zu und froh bald hierhin, bald dorthin, die Engländer zu beobachten. Daß sich gegen seine Gruppe von St. Yves aus ein funktionierendes Maschinengewehr einrichtete, war ihm nicht entgangen. Er schleppte Schrotgewehr auf, damit die unverwundeten Kameraden weiterziehen konnten. Er war ihnen trotz seiner schmerzenden und blutenden Halswunde ein getreuer und unermüdlicher Helfer. Und wieder traf ihn ein Geschoss, verwundete ihn schwer am rechten Arm. Er ließ sich dennoch nicht außer Gefecht setzen. Fürwahr, ein tapferer 18jähriger!

Unteroffizier Nebgen (Infanterie-Regiment 133, Maschinengewehr-Kompagnie) hielt gleichfalls in allen Gefechten und Schlachten standhaft beim Maschinengewehr aus, das er führte. Im schwersten Feuer lag er auf der Weinbergshöhe bei Chatel-Neaoud. Hier wurde Nebgen am Kopfe verwundet und blutete stark. Wachte sich mit der einen Hand das Blut, feuerte mit der anderen das Gewehr ab und wich nicht vom Platze. Sein Gewehr hat das Feuer bis zuletzt nicht eingestellt.

Ein treuer und durch kein noch so schlimmes feindliches Feuer von seinem Weg abzubringender Patronenutträger war der Gefreite Thierfelder vom 181. Infanterie-Regiment. Die Maschinengewehr-Kompagnie des Nachbar-Regiments litt an Munitionsmangel. Thierfelder brachte mit noch einem Mann Ersatz, sie frohen schwerbepackt übers Feld. Da traf den Kameraden die tödliche Kugel. Der Gefreite nahm dem Toten beherzt die schwere Patronenlast ab und schleppte sich nun mit doppeltem Gepäck

weiter. In letzter und höchster Not traf er bei der Kompagnie ein. Sie konnte weiterziehen und den Angriff der Franzosen unter schwersten Verlusten für den Feind zurückschlagen. Am glücklichen Ausgang des Gefechtes hatte Thierfelder nicht geringes Verdienst.

Zuletzt, aber nicht zu mindest sei noch ein Mann am Maschinengewehr rühmend genannt, der es verstanden hat, mit einer fast beispiellosen Kaltblütigkeit für sich und die Seinen den Erfolg auch gegen die Uebermacht zu erzwingen. Das war der Diefeldweibel Otto Gerstenberger von den 104 ern. Er hat sich beim Angriff auf Le Gheer am 21. Oktober 1914 wie kein zweiter hervorgetan, hat das Feuer mit höchster Umsicht geleitet und dadurch, trotz feindlicher Artillerie in der Flanke, trotz starker Verluste in den eigenen Reihen, die Infanterie bis in das bedrohte Dorf förmlich vorgeführt. Immer und überall war er vorn, feuerte an: „Vorwärts, vorwärts, Kameraden!“ Und als sie dann das Dorf erreicht hatten, nahm er mit stürmender Hand zwei englische Maschinengewehre samt Munition und richtete sie sofort gegen die Engländer. Er hielt das Dorf nach der Flanke hin. Der Feind zerfloß ihm eins der deutschen Maschinengewehre, die Munition wurde bis auf die letzte Patrone im Streifen verfeuert und Mann für Mann fiel an den Gewehren neben Gerstenberger am Patronenwagen. Keine Hilfe kam. Der Feind drohte, ihn im Dorfe zu umzingeln. Da raffte sich der tapferere Diefeldweibel mit seinen beiden letzten lebenden und unverwundeten Kompagniekameraden zur äußersten Tat auf, dem Vaterland Mann und Material zu retten. Sie schleppten ein unbeschädigtes und ein halbzerstörtes Maschinengewehr samt Zubehör aus dem rasenden feindlichen Feuer hinweg, brachten es glücklich aus dem Dorfe und setzten es vor dem Feinde. Die Brust all der Helden am Maschinengewehr ziert die St. Heinrichs-Medaille in Silber.

Ehrentafel.

Zähes Durchhalten.

Am 18. März 1915 mußte Unteroffizier Ludwig Stuppy von einem bayerischen Inf. Reg. aus Queidersbach, Bez. Gomburg, mit seinen Leuten, als das französische Trommelfeuer einlegte, den nicht bombensicheren Unterstand verlassen und in einen Stollen gehen. Durch eine schwere Granate wurde der Eingang zu diesem zusammengeschlagen. Sofort begannen die darin befindlichen Leute mit dem Freimachen des Ausganges. Als sie den Stollen verlassen wollten, stießen sie auf die Franzosen, die inzwischen schon das Grabenstück besetzt hatten. Es entspann sich ein kurzer Kampf. Stuppy erschoss dabei einen Franzosen. Die Besatzung mußte sich vor der Uebermacht zurückziehen. Hauptmann K., der gleichfalls in dem Stollen war, ließ nun den Stollen durch Stuppy absperren. Zunächst forderten die Franzosen die Besatzung zur Uebergabe auf. Das Zusammenstießen eines ihrer Leute war die Antwort. Nun entwickelte sich ein Belagerungskampf. Die Franzosen schossen mit Maschinen-Gewehren die Barricade zusammen und versuchten, das Nest durch Handgranaten und Stinbomden auszuaräubern. Dadurch, daß Stuppy erneut Sandsäcke einbaute, gelang ihnen ihr Vorhaben nicht. Verschiedentlich suchten sie in den Stollen einzudringen, doch wurden sie durch ein wohlgezieltes und erfolgreiches Feuer immer wieder vertrieben. So vergingen in ununterbrochenem Kampfe drei Tage. Am dritten Tage versuchte die Stollenbesatzung unter Leitung von Hauptmann K. einen Ausfall, jedoch mußte sie sich vor der feindlichen Uebermacht wieder in den Stollen zurückziehen. Nun galt es auf einen anderen Ausweg zu finden, da die Lebensmittel, hauptsächlich Wasser, bereits am ersten Tage zu Ende gegangen waren und man dem sicheren Hungertode entgegen sah. In unermüdlicher Arbeit wurde ein Loch von der Decke des Stollens aus nach der Erdoberfläche geführt. Ueber dieser ungeheuren Anstrengung vergingen abermals zwei Tage.

Die Lage wurde kritischer. Eines Teiles der Besatzung hatte sich beinahe völlige Erschöpfung des Körpers und Geistes bemächtigt. Es gab nur noch den einen Ausweg, auf Tod und Leben den Sprung aus dem neugeöffneten Loch zu wagen. Die mutige Tat gelang. 3 Mann der Besatzung (darunter Stuppy) sprangen am hellen Tage

aus dem Loch heraus und über das freie Gelände in unseren Graben. Stuppy war so erschöpft, daß er zur Erholung ins Lazarett eingeliefert werden mußte. Als Stuppy wieder zur Kompagnie kam, meldete er sich zu freiwilligen Patrouillen. Infolge seiner Geländekenntnis gelang es ihm und einem Gefreiten namens Streit, die Begleiter, einer gegnerischen Patrouille in den Rücken zu kommen. Deren Führer, ein Sergeant, wurde erschossen, die anderen rissen aus. Stuppy und Streit trugen nun den Sergeanten zurück und nahmen ihm Ausstattungsstücke und Brieftafeln ab. Der Truppe wurde durch diese Tat Großes erwiesen. Es war schon längst der Befehl gegeben, die gegenüberliegende Regiments-Nummer festzustellen. Man wußte diese nun und bekam gleichzeitig eine neue französische Gasmaske und ein inhaltsreiches Tagebuch in die Hand. Beide tapferen Kämpfer wurden im Regiments-Brigade- und Divisions-Befehl belobt. Stuppy wurde außerdem zur Silbernen Militär-Verdienst-Medaille vorgeschlagen.

Die Loslösung der Ukraine.

Aber der inneren Krise in Deutschland kommt in der öffentlichen Aufmerksamkeit eine Nachricht von einer Bedeutung zu kurz, die noch gar nicht voll abgeschätzt werden kann: daß die Ukraine ihre Selbstständigkeit proklamiert hat. Damit ist in dem Zerbröckelungsprozeß, der in Rußland eingeleitet hat, der erste lebenswichtige Teil für die Großmacht Rußland, wie wir sie vor dem Krieg und während seiner Dauer kannten, herausgebrochen. Ein Vorgang hat sich damit vollzogen, der für Deutschland von ungeheurer Wichtigkeit ist.

Die Ukraine, die von 30 Millionen Menschen bewohnt ungeheure Ebene Südwest- und Südrußlands, die Kornkammer des Reiches und sein industriell erschlossener Teil, blüht auf eine alte, ruhmreiche und schmerzliche Geschichte zurück. Hier, in Kiew, entstand, eine Gründung der warägischen Normannen, unter dem Herrschergefolge der Ruriks die erste staatliche Organisation in der großen osteuropäischen Tiefebene. Von hier aus wurde das eigentliche Rußland aus einem Gebiete wilder Horden in eine staatlich lebende Gesamtheit umgewandelt. Als dann der Stoß der Mongolen nach dem Westen kam, als die große osteuropäische Tiefebene bis auf ihre Randgebiete von der „goldenen Horde“ beherrscht wurde, da brachen die ukrainischen Kellschiffen zusammen; und während sich das Sarentum Moskau, das von den ukrainischen Ruriks einst begründet war, eigentlich gerade darum, weil es in Volk und Fürsten barbarischer geblieben war, von dem Stoß wieder erhobte und ihn überdauerte, war es mit der Macht des ukrainischen Volkes für lange Jahrhunderte vorbei.

Seine weitere Geschichte ist Blut, Elend und Unterdrückung, gegen die es vergebens seine ganze Fähigkeit und immer wieder hohen Helmut einsetzte. Die Polen, die Russen, die Tataren, alle waren die natürlichen Feinde der Ukraine, suchten sich alle auf ihre Kosten auszudehnen; mit dem Enderfolg, daß Rußland das ganze Land schluckte — nachdem ein Staatsvertrag, der ihm seine innere Selbstständigkeit verbürgte, ebenso feierlich verbürgt wie krampellos gebrochen worden war. Seitdem kümmerte das Volk dahin. Die mit jeder Gewalttat verknüpfte Verzweiflung hat freilich verjagt. Aber dem Volke wurde nicht nur jedes Selbstbestimmungsrecht entzogen — sogar das Lebensrecht wurde ihm verweigert: Jahrzehnte hindurch durfte kein Buch, keine Zeitung in ukrainischer Sprache — die von den kaiserlich russischen Hofgelehrten zu einem russischen Dialekt erklärt wurde — gedruckt werden.

Als die erste russische Revolution ausgebrochen war, kam auch für die Ukraine eine kurze Zeit froher Hoffnungen. Sarentum und Banlawislawien haben sie in gemeinsamer Arbeit in kürzester Zeit wieder geknickt. Hoffnungslos kümmerte das Volk, das zum Bewußtsein seiner selbst trotz der jahrhundertlangen Knechtung zu erwachen begann, wieder dahin. Jetzt haben unsere Waffen auch dem ukrainischen Volke die Freiheit gebracht. Wir begrüßen sein staatliches Werden mit einer hohen Sympathie, die sich ebenso sehr auf das Mitgefühl für das leidvolle Knechtungsloschickal eines edlen Volkes ruhmreicher Vergangenheit wie auf unsere mit ihm gemeinsamen Interessen stützt. Die Feinde, die der jungen Freiheit der Ukraine drohen, sind auch die unseren. Das bedarf weiter keiner Begründung. Und so dürfen wir hoffen, daß für alle Zeiten ein festes Band gemeinsamen Fühlens und Wollens Deutschland und das werdende Gemeinwesen der Ukraine verbinden wird.

Unmöglichkeit, irgend etwas zu beschleunigen oder ändern zu können, als eine Qual. Aber Herberts Sicherheit war sie in Ungewissheit; Ignatio mußte sie von Feinden und Gefahren umgeben.

Der Gouverneur hatte am Nachmittag seine Gautpoge mit einem Diener geschickt, der Solvia ein Schreiben überbrachte. Beide Excellenzen boten Solvia, unterrichtet von den Vorgängen des Tages, den Aufenthalt und den Schutz in ihrem Palast an. Aber Solvia lehnte das freundliche Anerbieten ab, als sie zufällig durch den Diener erfuhr, daß Herr von Koltz im Palast des Gouverneurs im Sterben lag.

Antonio wollte die Nacht über wachen für den Fall, daß sich etwas ereignen sollte. Da wurde gegen Abend an der Glocke des Gartentores lärmlich gerissen.

Antonio lief hinab und erkannte am Tor den Chinesen Bepe, den Herbert mit auf seine Reise genommen hatte. Es ahnte ihm nichts Gutes. Aber ehe er den Chinesen über sein spätes Kommen so allein befragen konnte, erklärte Solvia bereits oben an der Treppe.

Der kleine Chinese, der noch viel magerer geworden zu sein schien, lief an Antonio vorbei, die Treppe hinauf und warf sich Solvia zu Füßen.

„Ob, Sennora, kommen Sie zu unserem Herrn, er ist verumdet.“

Solvia hob ihn empor und zog ihn ins Zimmer. „Mein Mann ist verumdet, was sagst du da? Wie ist das geschehen, wo ist er?“ unterbrach sie ihn entsetzt.

„In einer Hütte droben am Passig liegt der Herr, und hat sehr nach Euch verlangt und mich zu Euch geschickt, damit Ihr sogleich kommen müget.“

„Ich komme sofort, und Antonio, du kommst mit nicht wahr? Weist du den Weg zurück? Wie bist du hergekommen, Bepe?“

„Ich bin den Fluß hinabgerudert. Nicht beim Sehen, wo wir überfallen worden sind, habe ich eine Banca gemietet und einen Bootsmann dazu, der uns wieder hinauftrudern soll, wenn die Sennora gleich mitkommt, weil, ehe es ganz Nacht wird, Sennora könnte sicher belien. Auch der arme Sennor Tajo ist so schwer ver-

wundet, daß er lieber sterben wird, wenn man ihn nicht verumdet und pflegt.“

„Auch Sennor Tajo ist verwundet? Unterwegs mußt du mir sagen, wie sich alles zugeht hat, Bepe, jetzt ist es die Hauptsache, daß wir hinkommen. Antonio, nimm das Verbandszeug und die kleine Apothekentüte, die mein Mann aus dem Stadthaus bringen ließ, und mache dich bereit, beile dich!“

Sie ließ sich in ihrem Schlafzimmer von Rajan eilig helfen, das leichte, weiße Hauskleid mit einem dunkleren wollenen Kleid zu verlaunzen, packte mehrere Kissen und Decken zu einem Bündel, das Bepe auf seinen Rücken lud, und dann brach man in Eile auf. Solvia zog es vor, den Weg zum Fluß zu Fuß zurückzulegen, weil mit dem Anspannen der Pferde zu viel Zeit verlorengegangen wäre.

Antonio kannte alle Wege und Stege in der Umgegend, und so schlug man jetzt einen ziemlich breiten Nichtweg ein, der zwischen Reisfeldern zum Passig führte. Antonio ging unter heimlichem Vorgehen voran. Er kannte die Gefahr dieser Wege, wo im Dickicht der kumpfigen Reisfelder mit Vorliebe die kleinen grünen Reiskriecher hervorzüngelten und sich zu tödlichem Biß auf die vorüberkommenden Fußgänger hinstreckten. Wie mancher Malane war auf diesen Wegen nach einem Biß dieser kleinen giftigen Schlangen in seine nackten Füße binnen wenigen Stunden gestorben! Da die hereinbrechende Dunkelheit das Sehen erschwerte, ging Antonio gebückt voran, die Augen fest auf den Weg gerichtet, um bei Gefahr rechtzeitig zurückspringen und seine Herrin schützen zu können. Da er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Verhütung des Weges richtete, hörte er nichts von dem, was Bepe seiner Herrin berichtete. Solvia konnte aus Bepes tonlosen Weisungen nicht klar werden. Nur das konnte sie daraus entnehmen, daß Ignatio zu Herbert gefahren sein möchte und daß beide plötzlich von einer Truppe spanischer Soldaten überfallen und verwundet waren.

Als die Schwäche war jetzt wie abgestreift durch die Angst, Sorge und Reue, die sie erfüllte.

„Es war es sich dessen sehr kaum bewußt, daß ihre Füße bei dem Dienst vor Müdigkeit oerlagten, als sie nach

dem Fluß hinabgerudert, die Stelle am Fluß an einer Brücke er-
reichte, die ein Malane mit seinem Boot auf Bepe
wartete.“

„Bepe lag vorfristig das Boot, das aus einem
langen wasserdichten Baumstamm bestand. In beiden
Enden der Banca waren kleine Sitze angebracht, während
unter dem flachen, gewölbten Dach, das sich in der Mitte
erhob, wegen seiner Niedrigkeit jede Sichtverrichtung fehlte.
Ein im Boden des Rahnes liegendes Bambusgitter schützte
gegen das Grundwasser und diente zum Lager.“

Der Bootsmann, ein Malane voll geschmeidiger
Sehnenkraft, ergriff zwei Ruder, und auch Antonio und
Bepe nahmen jeder ein Ruder, damit die Fahrt stromauf-
wärts leichter ginge. Der Kahn glitt schnell über den
glatten, breiten Spiegel hin. Am Anfang zogen sich an
beiden Ufern zahlreiche Dörfer und Klendass hin. Dann
reiheten sich Reis- und Ruderfelder an große, mit Gras
und Baumgruppen bewachsene Weidenplätze, auf denen
Häusel und Rinder grasen. Die Sonne begann unterzu-
sinken und sandte ihren goldigroten Schein durch die fei-
blättrigen, üppigen Bambusen am Ufer.

„Ist es noch weit?“ fragte Solvia nach einiger Zeit,
bekommen das Schweigen brechend. Bepe hob die eine
Hand vom Ruder und deutete in die Ferne nach links, wo
der Fluß sich zu einem kleinen See zu verbreitern schien
und ein Häldchen von Kokospalmen und Pandanus stand.
„Dort ist es! In einem elenden, abgelegenen Bambus-
häuschen.“

„Hier draußen, so weit vor der Stadt, scheinen sie sich
nicht viel über das zu beunruhigen, was bei uns drinnen
vorgegangen ist!“ mischte sich Antonio nun ins Gespräch
und wies auf die Einwohner eines Dorfes, das sie gerade
passierten und das ein Bild friedlichen Zusammenlebens
bot. Im Schatten eines Baumes von Kokospalmen badete
sich eine Anzahl Männer, Kinder und Frauen, letztere hatten
die langen schwarzen Haare weit aufgelöst und überossen
sich mit Wasser aus ausgehöhlten Kokosnüssen, halb-
erwachene Knaben trieben das Lieblingshandwerk, die
Karabaus, heran. Die Häusel ließen sich gern zum Feld-
bau benutzen, wenn sie sich mit ihrem schwarzgrauen Fell